

GRENZÜBERSCHREITUNGEN IN HUGO VON HOFMANNSTHALS ERZÄHLUNG DAS MÄRCHEN DER 672. NACHT

RITA IVÁNYI-SZABÓ
Eötvös-Loránd-Universität Budapest, Ungarn

Das erzählerische Werk von Hofmannsthal und die Überschreitung von Grenzen

Das erzählerische Werk von Hofmannsthal ist von der Überschreitung verschiedener Grenzen besonders geprägt. Unter anderen in den Erzählungen *Das Märchen der 672. Nacht*, *Die Frau ohne Schatten*, *Die verschleierte Frau* und *Der goldene Apfel* erfolgt der Akt der Übertretung einer Grenze. Die Grenze und ihre Überschreitung fungieren oft als Metaphern und können auf mehrere Weise gedeutet werden. In der Erzählung *Die Frau ohne Schatten* soll z.B. die Grenze zwischen der Zauberwelt und der menschlichen Welt übertreten werden, oder im *Goldenen Apfel* wird der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart verwischt. Die Grenze ist aber nicht leicht erkennbar, oft enthüllt sich nach der Überschreitung eine Grenze überhaupt als Grenze. Die Grenze kommt immer im metaphorischen Sinne vor und bezieht sich immer auf etwas Sprachliches. Die Übertretung der Grenze erfolgt in der Sprache, die Grenze und die Grenzüberschreitung sind immer sprachlichen Charakters.

Die Rolle der Sprache

Die Vermittlerrolle der Sprache wurde um die Jahrhundertwende wiederum bezweifelt. Die Erschütterung des Glaubens an die Mitteilungskraft der Sprache erscheint auf prägnanteste Weise in dem essayistischen *Ein Brief*, der als das wichtigste literarische Dokument der Sprachkrise galt. Die Hervorhebung des metaphorischen Charakters der Sprache und als deren Folge die Unmöglichkeit der Kommunikation stehen im Mittelpunkt des Essays *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* von Nietzsche. Seines Erachtens sind die Wörter lauter Metaphern:

Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! Erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedes Mal vollständiges Ueberspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue. [...] Jeder Begriff entsteht durch *Gleichsetzen des Nicht-Gleichen*.¹

Der metaphorische Charakter der Sprache verhindert also von vornherein alle Versuche zur Erkenntnis der Welt. Die Sprachkrise hängt mit dem Tropencharakter der Sprache zusammen. Nietzsche stellt fest, dass die Sprache wegen seines Tropencharakters mit Hilfe lauter Grenzüberschreitungen entsteht.

ÁRPÁD BERNÁTH beschäftigt sich mit Blick auf Nietzsche mit dem Begriff der Metapher und zum Schlusse stellt er fest: „Das Phänomen 'Metapher' kann letztendlich überall beobachtet werden, wo zwei (strukturierte) Sphären vorhanden sind, die entweder durch raumzeitliche oder durch logische Verhältnisse definiert sind.“² Nimmt man die

¹ NIETZSCHE, 1980, 879 f. (Hervorhebung von R. I–Sz.)

² BERNÁTH, 2004, 48.

Ansichten von Nietzsche über die Sprache an, dann gibt es ausschließlich übertragene Bedeutungen, und die Sprache selbst ist „die kühnste Metapher“.³ BERNÁTH verwendet die Spiegel-Metapher für die Zusammenfassung des Gedankenganges von Nietzsche: „Die Sprache erscheint damit nicht nur als ein verzerrender Spiegel verzerrender Spiegelbilder der Welt, der sogar an den wichtigsten Stellen blind ist, sondern auch als ein Erzeuger von Bildern [...]“.⁴ Für die Sprache also, die als der Ort der ständigen Grenzüberschreitungen bezeichnet werden kann, lässt sich die Metapher des Spiegels verwenden. Im Falle der Metapher können wir ebenso über Grenzüberschreitungen sprechen, weil die Metapher „das Gleichsetzen des Nicht-Gleichen“⁵ ist, ebenso wie der Spiegel.

Die Sprache als Spiegel der Welt ist ein Grundgedanke der Sprachphilosophie. NORRIS weist RORTY folgend darauf hin, dass die Sprachphilosophie in seinen herrschenden Metaphern gefangen bleibt, unter denen die Spiegel-Metapher eine wichtige Position einnimmt.⁶ Nach JOEL WEINSHEIMER ist der Spiegel eine ideelle Kopie, das Abbild des Spiegels ist das Abbild des gespiegelten Gegenstandes. Das Ziel der Kopie ist es, auf etwas hinzuweisen, was nicht mit der Kopie identisch ist. Die Kopie verwischt sich in dem reinen Hinweis auf das Abgebildete. In dieser Hinsicht ist der Spiegel die ideelle Kopie, er besitzt keine wahre Existenz, er hat kein weiteres Abbild. Das Ding, das zu denken ist, ist kein Ding an sich, dem sich das Wort von außen gesellen sollte. In der Sprache erscheint das Ding selbst. Die Sprache ist das Erscheinen des Seins, das Abbild, die Selbst-Spiegelung des Seins. Es bedeutet aber nicht, dass das Wort und die Welt ähnlich sind; die menschliche Welt ist von vornherein eine sprachliche Welt, das Wort ist das Erscheinen der Welt. Das Wort ist also nicht das bloße Abbild der Welt, Welt und Wörter vereinen sich im Spiegelbild. Das Sein spiegelt sich in der Sprache.⁷ Deshalb wird durch den Spiegel (der selbst eine metaphorische Grenzüberschreitung ist) die Grenze zwischen Welt und Sprache verwischt, also übertreten.

Alle Elemente der Sprache sind voneinander abgegrenzt. Bereits SAUSSURE hat festgestellt, dass es in der Sprache keine positiven Elemente gibt, die Elemente sind durch ihre Unterschiede von anderen Elementen der Sprache geprägt.⁸ DERRIDA hat den Saussure'schen Begriff der Differenz übernommen, und in einer „differierten Form“ als Differenz (*différance*) verwendet.⁹ Das Wort trägt in sich selbst das Spiel der Unterschiede, weil der Unterschied nur in der schriftlichen Form des Wortes erkennbar ist. Der Unterschied erfolgt und verschiebt sich ständig. Die Derrida'sche Differenz kann also auch als Grenze angenommen werden, die sowohl den Unterschied als auch die Gleichheit erscheinen lässt. Die Differenz ist aber eine solche Grenze, die, wie die Sprache, sich selbst zu verwischen imstande ist.

Nietzsches sprachkritische Ansichten waren für Hofmannsthal nicht unbekannt, und er beschäftigte sich mit der Problematik der Metaphern sowohl in seinem Essay über

³ NIETZSCHE 1980, 879.

⁴ BERNÁTH, 2004, 51.

⁵ Nietzsche 1980, 888. Laut Bernáth bietet Nietzsche keine andere Lösung für die Sprachkrise „als die Wiederbelebung der Sprache der Mythen in der Kunst“, BERNÁTH, 2004, 50.

⁶ NORRIS, 1994, 154.

⁷ WEINSHEIMER, 1994, 240f.

⁸ SAUSSURE, 2001, 122f.

⁹ ZIMA, 1994, 52.

die *Tausendundeine Nacht*, als auch in dem *Chandos-Brief*. Hofmannsthal verwendet in seinen Erzählwerken eine mit Metaphern reich ausgestattete Sprache. Ich habe schon darauf hingewiesen, dass der Spiegel eine feste Metapher der sprachphilosophischen Tradition ist, er kommt nicht nur bei Nietzsche – geschweige denn in der Sprachphilosophie von Platon – vor, sondern auch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, etwa bei Gadamer und Derrida usw. Die Spiegel-Metapher ist die Grenze, die die Welt und die Sprache verbindet und trennt, oder die die Diskussion über die Sprache überhaupt ermöglicht. Deshalb ist es bemerkenswert, dass der Spiegel in der Hofmannsthal'schen Erzählung *Das Märchen der 672. Nacht* oft erscheint. Die zwei wichtigsten Motive sind die Spiegelung und die Stellvertretung (also die Metapherbildung), die ich anhand der Erzählung untersuchen möchte.

Hofmannsthals Spiegelbilder

In den Erzählungen von Hofmannsthal erscheint der Spiegel immer irgendwie verletzt, also das Spiegelbild ist schwer mit dem Abgebildeten zu verwechseln, der Spiegel ist immer blind, trüb oder geneigt. Der entstellte Spiegel ist keine ideelle Kopie, weil er mit seiner Gebrochenheit auf seine Materialität aufmerksam macht. Das Abbild des Spiegelbildes ist nicht mehr mit dem Abbild des gespiegelten Gegenstandes identisch, sie können sich nicht mehr im Spiegelbild vereinigen. Die Grenze zwischen Welt und Sprache kann im Spiegelbild nicht überschritten werden.

Im Essay *Tausendundeine Nacht* kommt die Metapher des Spiegels ebenso vor, dieser Spiegel ist auch nicht ganz intakt, sondern trüb. In diesem Essay teilt Hofmannsthal seine Gedanken über den metaphorischen Charakter der Sprache anhand des Beispiels der orientalischen Poesie mit:

Dies führt uns in die innerste Natur orientalischer Poesie, [...] denn dies Geheimnisvolle, [...] ist das tiefste Element morgenländischer Sprache und Dichtung zugleich: daß in ihr alles Trope ist, alles Ableitung aus uralten Wurzeln, alles mehrfach denkbar, alles schwebend. Die erste Wurzel ist sinnlich, primitiv, konzis, gewaltig; in leisen Überleitungen gehts von ihr weg zu neuen verwandten, kaum mehr verwandten Bedeutungen; aber auch in der entferntesten tönt noch etwas nach vom Urklang des Wortes, schattet noch wie in einem *trüben Spiegel* das Bild der ersten Empfindung.¹⁰

Die Sprache ist für die Sprechende vorgegeben, aber das bedeutet nicht, dass sie unabänderlich wäre. Die metaphorische Übertragung ergibt sich immer, wenn das gleiche Wort für verschiedene Sachverhalte gebraucht wird. Jede einzelne Verwendung hinterlässt ihre Spur auf dem Wort, deshalb wird die Sprache nicht nur verwendet, sondern immer gleichzeitig geschaffen.¹¹ Diese Situation, wenn die verhüllten Wörter vor dem Spiegel ihren ersten Sinn – zwar nicht klar – vermuten lassen, ähnelt jener Szene, als sich die kleine Protagonistin in der Erzählung *Der goldene Apfel* in einem fast erblindeten Spiegel betrachtet.¹²

¹⁰ HOFMANNSTHAL, 1979b, 364. (Hervorhebung von R. I–Sz.)

¹¹ WEINSHEIMER, 1994, 247. Hier könnte man eher von einer *Verwendung* im ursprünglichen Sinne des Wortes sprechen.

¹² HOFMANNSTHAL, 1988, 69.

Das andere Merkmal der Hofmannsthal'schen Spiegelbilder ist, dass in dem Spiegel nicht das Spiegelbild des Beobachters, sondern das Bild eines anderen Gegenstandes oder einer anderen Person erscheint: z. B. in der *Reitergeschichte* sieht Anton Lerch das Zimmer der schönen Vuic in einem Pfeilerspiegel.¹³ Die unmittelbare Erkenntnis der Welt ist also nicht möglich, nur mit Hilfe eines Mittels kann die Welt – oder eher nur das Abbild der Welt – wahrgenommen werden.

Der Spiegel, und zwar der blinde oder trübe Spiegel, kommt auch in dem *Märchen der 672. Nacht* häufig vor. Die Geschichte handelt von einem Kaufmannssohn, der mit drei Dienerinnen und einem Diener aufs Land zog. Sein einziger Diener wurde aber in einem anonymen Brief verdächtigt, deshalb reiste der Kaufmannssohn in die Stadt, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, aber in der Stadt starb er in einer Kaserne infolge eines Hufschlages. Am Anfang der Erzählung steht: „Denn oft schöpfte der Kaufmannssohn einen großen Stolz aus dem Spiegel, aus den Versen der Dichter, aus seinem Reichtum und seiner Klugheit.“¹⁴ Der Spiegel und die Verse der Dichter, als zwei Erscheinungsformen der Sprache, könnten miteinander in Zusammenhang gebracht werden. Laut Nietzsche sei allein die mythische Sprache der Kunst, die die Krise lösen könnte.¹⁵ Die Sprache der Kunst kommt im ersten Teil der Erzählung vor, außer den Versen liest der Protagonist: „[...] meist in einem Buch, in welchem die Kriege eines sehr großen Königs der Vergangenheit aufgezeichnet waren.“¹⁶ Als der Kaufmannssohn den drohenden Brief erhält, denkt er an den König, und als er in der Stadt eine Herberge sucht, erinnert er sich an die schönen Betten des großen Königs. Der Kaufmannssohn verwendet also das Buch als Spiegel, er identifiziert sich mit diesem König, also er überschreitet die Grenze zwischen einer Märchenfigur und der eigenen Person. Die Übertretung ist aber nur eine Scheinbare, weil der Kaufmannssohn selbst eine Märchenfigur ist. Diesem König, der in dem Buch dargestellt ist, kann ein anderer König in der Erzählung gegenübergestellt werden, ein persischer König, dessen Gesandte den verdächtigten Diener vorher angestellt hatte. Die Grenzüberschreitung erfolgt also in der Person des Königs, der nichts anderes als der König Schahriyâr, der Protagonist der *Tausendundeinen Nacht* ist. Borges macht darauf aufmerksam, dass in einer Nacht Schahrazâd die Geschichte ihres Mannes, des Königs Schahriyâr erzählt. Der König wurde aus dem Zuhörer plötzlich zu einer Figur seiner eigenen Geschichte, die Grenze ist zwischen Figur und Zuhörer fließend, alles kann vorkommen, auch das, dass der gegenwärtige Leser (Zuhörer) plötzlich zur Figur eines Märchens wird.¹⁷

Einmal erblickt der Kaufmannssohn seine ältere Dienerin in einem geneigten Spiegel: „[...] sie ging durch ein erhöhtes Nebenzimmer: in dem Spiegel aber kam sie aus der Tiefe entgegen.“¹⁸ Dieser Spiegel ist zwar nicht trüb, aber geneigt, kann also auf jeden Fall nur ein entstelltes Bild wiedergeben. In dem zweiten Teil der Erzählung wird dem Kaufmannssohn nicht mehr das Spiegelbild der Dienerin, sondern das Bild des Spiegelbildes gewahrt:

¹³ Ebd., 87.

¹⁴ HOFMANNSTHAL, 1988, 34.

¹⁵ Vgl. BERNÁTH, der betont, Nietzsche bietet keine andere Lösung für die Sprachkrise „als die Wiederbelebung der Sprache der Mythen in der Kunst“ (BERNÁTH, 2004, 58).

¹⁶ HOFMANNSTHAL, 1988, 38.

¹⁷ BORGES, 1987, 173f.

¹⁸ HOFMANNSTHAL, 1988, 40.

Gedankenlos betrachtete er über die Schulter des Juweliers hinwegsehend einen kleinen silbernen Handspiegel, der halb erblindet war. Da kam ihm aus einem anderen Spiegel im Innern das Bild des Mädchens entgegen [...] ¹⁹

Bemerkenswert ist, dass das Bild immer aus dem Tiefen, Inneren hervorkommt, der Spiegel fungiert nur als ein Medium, der das Bild vermittelt. Es kann vermutet werden, dass der Spiegel keinen festen Ort hat. Die Bilder der Welt werden im Inneren des Menschen erzeugt, auf die Oberfläche des Spiegels projiziert, und dann als Spiegelbilder der Welt wahrgenommen. Die Sprache ist zwar vorgegeben, aber veränderbar, eben durch die metaphorischen (also grenzüberschreitenden) Verwendungen des Wortes. Das zweite Spiegelbild ist eine Spur, das mit dem ersten Spiegelbild nicht völlig identifiziert werden kann, das Bild befindet sich im Spiel der Derrida'schen Differenz.

Die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird verwischt, der Kaufmannssohn vergegenwärtigt sich ein früheres Spiegelbild der Dienerin. Der Spiegel im Juwelierladen spiegelt das Bild eines inneren Spiegels wider. Es gibt kein Objekt mehr, nur das Labyrinth der Spiegelbilder. Die Erinnerung als Wiederholung kann mit dem Wiederholten nie völlig identisch sein, wie sich auch die verschiedenen Wiederholungen eines Wortes voneinander unterscheiden. Die Differenz hängt eng mit jeder Erscheinung der Wiederholung zusammen. Der Spiegel kann als eine differenzierte Wiederholung der Wahrheit aufgefasst werden. In dem Abbild vereinigen sich die Sachen mit ihren Interpretationen. Das Spiegelbild des Mädchens wird immer neu interpretiert, und das erneute Verstehen gibt sich zu dem ersten Bild hinzu. Ebenso wie bei den Metaphern der arabischen Sprache: „[...] auch in der entferntesten [Bedeutung] tönt noch etwas nach vom Urklang des Wortes, schattet noch wie in einem trüben Spiegel das Bild der ersten Empfindung.“ ²⁰ Bei der Verwendung eines Wortes schweben alle seinen früheren Verwendungen im Gedächtnis. Die Grenze zwischen Identität und Verschiedenheit wird also beseitigt, die Wiederholung ist Identität und Unterschied zugleich, also Differenz.

Außer dem Spiegel kommt auch die Glasscheibe im *Märchen der 672. Nacht* oft vor. Der Spiegel ist eine Scheibe, hinter die man nicht blicken kann, er funktioniert wie ein Schleier. Der Spiegel spiegelt nur das wider, was vor dem Spiegel ist, und deshalb fungiert er wie eine Grenze, die den Raum absperrt. Der Spiegel stellt eine scheinbare, bereits umgekehrte und fragmentarische Wirklichkeit vor; laut Nietzsche ermöglicht die tropenhafte Sprache die Erkenntnis der Welt nicht, also der Spiegel, als Metapher der Sprache, ist für die Erkenntnis der Welt nicht geeignet. Die Scheibe zeigt dagegen nicht das, was vor ihr, sondern eben das, was hinter ihr steckt, also den anderen (und nicht verstellten) Teil der Wirklichkeit. Der Spiegel und die Scheibe sind aus demselben Stoff angefertigt, besitzen aber verschiedene Funktionen. Der Spiegel und die Scheibe sind darin ähnlich, dass sich beide verwischen, indem sie auf einen anderen Gegenstand hinweisen. Der Unterschied zwischen Spiegel und Scheibe liegt darin, dass die Scheibe eine Grenze bildet, aber das Sichtbare enthüllt, der Spiegel jedoch die Grenze verwischt, aber das Sichtbare verhüllt. Die Dienerin sehen immer von oben, durch das Fenster den Kaufmannssohn an, der aber nur mit dem Spiegel zum Sehen fähig ist. Das Sehen der Dienerin ist jedoch auch kein ideelles Sehen, weil sie die Grenze der Scheibe niemals durchschreiten können.

¹⁹ Ebd., 46.

²⁰ HOFMANNSTHAL, 1979b, 496.

Die Eigenschaft des Spiegels und der Spiegelung ist, dass es keinen Durchgang durch den Spiegel gibt, die eine Seite des Spiegels stellt das Spiegelbild her, die andere Seite ist aber (jenseits der Grenze) leer und dunkel. Der Kaufmannssohn geht in die Stadt, um die Wahrheit zu erhellen, mit anderen Worten, um hinter die Wahrheit zu kommen. Die Wahrheit ist laut Nietzsche: „[...] ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Antropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen [...]“,²¹ und die Wahrheitssuche hängt nach Derrida mit der verdächtigen Tätigkeit der abendländischen Metaphysik zusammen.²² Die Wahrheit ist immer spiegelhaft, sie ist immer von sprachlicher Natur, deshalb ist sie nicht zu umgehen oder zu überholen, jenseits der Sprache liegt die Domäne des Vergessens, der Dunkelheit, des Todes. Die Sprache ist Grenzüberschreitung, aber die Sprache selbst kann nicht überschritten werden. In der Stadt gibt es einen Fluss, der ausgetrocknet ist, also nicht als Spiegel fungieren kann, aber er kann mit dem Fluss *Lethe* in Zusammenhang gebracht werden, denn nach dem Überschreiten des Flusses wird die Sprache vergessen, die ganze Stadt liegt totenstill, als die Stadt der Toten.²³

Die Erzählung besteht aus zwei Teilen, und die Grenze zwischen den Teilen kann als „böartiger“ Spiegel betrachtet werden, der alles, was im ersten Teil vorkommt, ins Gegensätzliche wendet. Der Kaufmannssohn verlässt sein bequemes Haus, um in der Stadt ohne Herberge herumzuirren, und am Ende stirbt er einen schrecklichen Tod in einer Kaserne. Die öde Gegend der Stadt ist der Gegensatz des schönen Landhauses und anstatt der Diener erscheinen ihre Doppelgänger. Die weiße Spalte auf dem Blatt funktioniert also wie ein Spiegel. Diese Auffassung könnte von der Beziehung der Zahlen, mit denen die Textteile beginnen, bestätigt werden. Die römische Zahl II entsteht dadurch, dass die römische Zahl I gespiegelt wird. Auf diese Weise entsteht eine Zahl, deren eine Hälfte als imaginär betrachtet werden kann. Außerdem sind die zwei Bestandteile der Zahl nur scheinbar identisch, weil das Spiegelbild immer entstellt ist. Die Grenze wurde zwar übertreten, weil der Text nicht verstummt, aber die Grenzüberschreitung ist nur eine scheinbare, weil die Grenze nichts anderes als ein Spiegel ist. Der zweite Teil der Erzählung ist ein Spiegelbild. Bemerkenswert ist, dass diese Grenze als Spiegel, der Spiegel aber als die Metapher der Sprache aufgefasst wird, die Spalte dennoch den Ort des totalen Verstummens darstellt. Wie bereits erwähnt, schafft der Spiegel seine Materialität in dem reinen Hinweis auf das Abgebildete ab, deshalb ist die Spalte leer.

In den Erzählwerken von Hofmannsthal kommt eine andere Grenzsituation auch vor, und zwar die Position, wenn man sich gerade an der Grenze befindet. Diese Position ist nach Hofmannsthal ideell für den Künstler. Dieser Ort ohne Ort, die weiße Spalte des Textes, diese Schwelle ist mit dem Ort unter der Treppe zu vergleichen, der nach Hofmannsthals Vortrag *Der Dichter und diese Zeit* der eigentliche Ort des Dichters sei. Dieser Ort ist aber ein bereits entwendeter Ort, eine Legende über einen Heiligen wurde in das Beispiel über den Dichter verwandelt.²⁴ Dieser Ort ist also ein von vornherein sprachlicher, wiederholter, metaphorischer Ort, der mit sich selbst nicht identisch ist. Der Heilige und der Dich-

²¹ NIETZSCHE, 1980, 880.

²² Vgl. z.B. DERRIDA, 1986.

²³ Vgl. BRION, 1966. Brion identifiziert in seiner allegorischen Interpretation den Fluss mit der Lethe, die Stadt mit der Hölle.

²⁴ HOFMANNSTHAL, 1979a, 54–81.

ter besitzen auf diesem entwendeten Ort die Position eines Empfängers, sie sind nur Beobachter und nehmen alles, was sie erfahren, in sich auf. Der Künstler als Medium verknüpft das Spiegelbild mit dem Gesehenen, er ermöglicht die Einheit der Welt und der Sprache. In Hofmannsthals Vortrag kommt der Einheit stiftende Blick des Künstlers vor, der die ganze zerfallene Welt in Einheit sehen kann, als ob der Dichter keine Augenlider hätte. Das Sehen ohne Blinzeln bedeutet eine grenzenlose Wahrnehmung der Welt. Mit dem „wahren“ und vereinigenden Sehen steht das unwahre Sehen mit Hilfe des Spiegels im Zusammenhang, der ein verzerrtes Bild der Wahrheit vermittelt. Die Lösung der Sprachkrise wäre also nach Hofmannsthal die visuelle und nicht die sprachliche Erkenntnis der Welt.

In der Erzählung gibt es keine Eigennamen, deshalb können die Figuren Vertreter sein. Die Benennung der Personen erhielt einen Sinn nur im Zusammenhang mit anderen Personen, z.B. Kaufmannssohn (Vater), Diener (Herr), Dienerin (Diener), Gesandte des persischen Königs (König). Es gibt keine Identitäten, die Grenze zwischen den Personen wird ständig verwischt und wieder neu gezogen.

Auch der Autor verdeckt seine Identität. Der Autor des Textes, der Unterzeichner ist nämlich nicht Hugo von Hofmannsthal, sondern die Märchenheldin der *Tausendundeinen Nacht*, Schahrazâd, deren Erzählung Hofmannsthal nacherzählt. Die Wiederholung ist aber umso problematischer, dass das zu der 672. Nacht gehörende Märchen in der Ausgabe Hofmannsthals eben fehlte. Der Hofmannsthal'sche Text (*Das Märchen der 672. Nacht*) versucht, ihre eigene Identität zu finden, aber dieser Versuch scheitert im zweiten Teil der Erzählung, als der Text sich in sein eigenes (verzerrtes) Spiegelbild verwandelt, und sich am Ende vernichtet. Der Text als Wiederholung, als Spiegelbild kann niemals mit dem Abgebildeten identisch sein, dann auf keinen Fall, wenn es keine Vorlage gibt. Der Text als Kopie löst sich in dem reinen Hinweis auf das Abgebildete auf, aber in diesem Fall gibt es kein Abgebildetes, der Text wird zum Labyrinth wechselseitiger Spiegelbilder.

Am Anfang der Erzählung sperrt der Kaufmannssohn sein städtisches Haus ab, und dieses Gesperrtsein wird nie mehr aufgelöst, sondern alle Häuser in der Stadt werden im zweiten Teil der Erzählung geschlossen für ihn bleiben. Die Gesperrtheit hängt auch mit dem Spiegel zusammen, dessen zweite Seite nicht erreichbar ist. Bei der Darstellung der Figuren spielt sowohl das Spiegel-Motiv als auch die Verschlussheit eine wichtige Rolle. Die Diener sind ebenso verschlossen, besonders die jüngere Dienerin, aber auch das ältere Mädchen: „[Die] trägen, freudlosen Bewegungen ihres schönen Leibes waren ihm die rätselhafteste Sprache einer verschlossenen und wundervollen Welt.“²⁵ Das Landhaus steht „[...] in einem engen, von dunklen Bergen umgebenen Tal.“²⁶

Abgrenzung und Verwechslung sind für die Erzählung kennzeichnend. Der Kaufmannssohn erkennt die Schönheit seiner älteren Dienerin mittels eines geneigten Spiegels. Dann sucht er etwas Stellvertretendes für das Mädchen, eine Blume oder ein Gewürz. Also etwas von vornherein Stellvertretendes, Metaphorisches und zwar das Spiegelbild des Mädchens möchte er noch einmal wechseln, und die ganze Situation wird am Ende stellvertretend, also metaphorisch, in den Zeilen eines namenlosen Dichters umwendet:

²⁵ HOFMANNSTHAL, 1988, 37.

²⁶ Ebd., 38.

In den Stielen der Nelken, die sich wiegten, im Duft des reifen Kornes erregtest du meine Sehnsucht; aber als ich dich fand, warst du es nicht, die ich gesucht hatte, sondern die Schwestern deiner Seele.²⁷

Die Welt des Kaufmannssohnes baut sich aus lauter Grenzziehungen und Verwechslungen auf, aber diese zwei Momente stehen im Widerspruch zueinander. Bei einer Stellvertretung, wie bei der Metapher, wird die Grenze zwischen zwei Dingen übertreten, aber auch die Unterschiede werden durch diese Gleichsetzungen hervorgehoben. Im Leben des Kaufmannssohnes ist eigentlich alles stellvertretend, metaphorisch. Dem Rahmen der Metaphern kann man nicht entkommen, die Diener sind verschlossen, das Haus in der Stadt ist gesperrt, das Landhaus ist aber vom Ring der hohen Berge von der Außenwelt abgegrenzt. Sogar der zweite Teil der Erzählung kann als Stellvertretendes für den ersten Teil angenommen werden. Die Sprache ist ursprünglich von metaphorischem Charakter, dem Kreislauf der Metaphern, der Sprache kann man sich also nicht entziehen. Die Grenzüberschreitung erfolgt sogar innerhalb der Sprache, aber man kann sich nicht außer der Sprache stellen.

Abschließende Gedanken

Das „Gleichsetzen des Nicht-Gleichen“ ist kennzeichnend für die Grenze und für die Metaphern zugleich. Eine Grenze, ebenso wie eine Metapher, bringt die Gemeinsamkeiten hervor, dadurch betont sie aber ebenso die Unterschiede. Nach Nietzsche und den Dekonstruktivisten hat die Sprache einen metaphorischen Charakter. Also eine solche Sprache zu sprechen, die Sprache selbst zu *ver-wenden* impliziert bereits ständige Grenzüberschreitungen.

LITERATUR

BERNÁTH 2004

BERNÁTH Árpád: Über Nietzsches Begriff der Metapher in seinem Essay Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: BERNÁTH Árpád: *Sprachliche Kunstwerke als Repräsentationen von möglichen Welten mit einem Anhang über die Geschichte der Germanistik in Ungarn*. Studiensammlung Szeged, Grimm 2004 (Acta Germanica 3.) 41–71.

BORGES 1987

BORGES, Jorge Luis: A Don Quijote apró csodái. In: *Az idő újabb cáfolata*. [Eine neue Widerlegung der Zeit] Budapest, Gondolat 1987. 171–174.

BRION 1966

BRION, Marcel: Versuch einer Interpretation der Symbole im „Märchen der 672. Nacht“ von Hugo von Hofmannsthal. In: SCHILLEMEIT, Jost (Hg.): *Interpretationen, Bd. 4. Deutsche Erzählungen von Wieland bis Kafka*. Frankfurt am Main–Hamburg 1966. 284–302.

DERRIDA 1986

DERRIDA, Jacques: Sporen. Die Stile Nietzsches. In: Hamacher, Werner (Hg.): *Nietzsche aus Frankreich*. Frankf./M., Berlin, 1986. 129–168.

²⁷ Ebd., 42.

HOFMANNSTHAL 1979A

HOFFMANNSTAHL, Hugo von: Der Dichter und seine Zeit. In: HOFFMANNSTAHL, Hugo von: *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Bd. 8. Reden und Aufsätze. 1.* Hg. Bernd Schoeller und Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main, Fischer Verlag 1979. 54–81.

HOFMANNSTHAL 1979B

HOFFMANNSTAHL, Hugo v.: Tausendundeine Nacht. In: HOFFMANNSTAHL, Hugo v.: *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, Bd. 8. Reden und Aufsätze 1.* Hg. Bernd Schoeller und Rudolf Hirsch. Frankfurt am Main, Fischer Verlag 1979. 362–369.

HOFMANNSTHAL 1988

HOFFMANNSTHAL, Hugo von: *Erzählungen*. Frankfurt am Main, Fischer Verlag 1988.

NIETZSCHE 1980

NIETZSCHE, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im außer-moralischen Sinne 2. In: NIETZSCHE, Friedrich: *Sämtliche Werke*. Kritische Studienausgabe Berlin–New York, 1980. 875–890.

NORRIS 1994

NORRIS, Christopher: Dekonstrakció, megnevezés és szükségszerűség: néhány logikai lehetőség. [Dekonstruktion, Benennung und Notwendigkeit: einige logische Möglichkeiten] In: *Helikon* 1–2. 1994. 149–164.

SAUSSURE 2001

SAUSSURE, Ferdinand de: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* Hg. v. Charles Bally u. Albert Sechehaye, übersetzt v. Heinirch Lommel. Berlin–New York, 32001.

WEINSHEIMER 1994.

WEINSHEIMER, Joel: *A szó nem jel* [Das Wort ist kein Zeichen] In: *Athenaeum II.* 2. 1994. 223–255.

ZIMA 1994

ZIMA, Peter V.: *Die Dekonstruktion*. Tübingen–Basel, Francke 1994.